

werden knapp angesprochen: Gesellschaft, Sprache, Geschichte, Religion und Kunst.

Der Herkunft der Etrusker, in der Vergangenheit heiß diskutiert, bringt Prayon nur mäßiges Interesse entgegen: er will sich mit den Etruskern beschäftigen, wo sie fassbar werden (und das ist nun einmal Italien). Dass die Etrusker derart promiskuitive Lüstlinge waren, als die sie Griechen und Römer häufig schilderten, scheint Prayon unwahrscheinlich. Auf geordnete Familienverhältnisse verweisen schon die Grabinschriften. Aber das freiere Auftreten der Etruskerin dürfte manchen Griechen und Römer schon verwirrt haben. Prayon schließt mit der Feststellung, auch wenn die Etrusker keine bleibende Kulturleistung vollbracht hätten wie die Griechen und Römer, so genüge doch allein ihre Kunst, ihnen einen Platz unter den großen Kulturvölkern zu sichern. Auch wenn Prayon auch hierzu eine übersichtliche Zusammenfassung mit einigen guten schwarz-weißen Abbildungen liefert, braucht man, um diese würdigen zu können, nun doch einen größeren (und wesentlich teureren) Bildband.

*Le Bohec, Yann: Die römische Armee. Von Augustus zu Konstantin d. Gr. Übers. v. Cécile Bertrand-Dagenbach. Stuttgart: Steiner 1993. 323 S. 78,00 DM (ISBN 3-515-06300-5).*

Hand aufs Herz: wissen Sie, was im einzelnen vor sich ging, wenn es heißt „*Caesar conscripsit quam maximum numerum militum*“ oder dergleichen? Meusel in seiner ausführlichen Einleitung zu seinem Caesarkommentar lässt den Benutzer in diesem Punkte im Stich. Marcus Junkelmann schreibt einiges in seinen „Legionen des Augustus“ (Mainz 1986, S.106 f.) hierüber; und man könnte sich auch versucht fühlen, heimlich in Peter Connollys buntem Buch „Tiberius Claudius Maximus. Ein römischer Legionär“ (S.4 f.) aus dem Tessloff-Verlag nachzusehen. Tun Sie es bei Le Bohec auf den Seiten 74 bis 114 (mit ein paar Blicken auf die S.49ff.) - freilich, das sei eingestanden, mit einer gewissen Vorsicht: dort (wie bei Junkelmann und Connolly auch) ist von den Verhältnissen in der Kaiserzeit die Rede.

„... die Untersuchung der römischen Armee und ihrer Kriege berührt notwendigerweise alle Ge-

biets des Lebens der Politik, der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Kultur und der Religion“, schreibt Le Bohec S.293. Entsprechende Kapitel enthält sein Buch daher: nicht nur solche über Truppeneinheiten, über das Offizierskorps und die Mannschaften, über das Exerzieren - vor allem hier lässt er eigene Untersuchungen einfließen - , über Bewaffnung, Taktik und Strategie, sondern auch über die Soldaten als Teilnehmer am Wirtschaftsleben des Ortes, an dem sie stationiert waren, und über ihre Bildung: gewiss seien sie keine Intellektuellen gewesen, aber als eine Elite der *plebs* auch keine brutalen Ignoranten. Dass der Abschnitt über ihre Religion recht pauschal ausfallen muss und nur dort, wo kultische Handlungen unmittelbar etwas mit dem Kriegshandwerk zu tun haben, ein wenig aussagekräftiger ist, kann nicht verwundern.

Eine weitere Grundüberzeugung von Le Bohec ist, dass das römische Heer entgegen manchem, was behauptet wurde, eine hohe Leistungsfähigkeit besessen habe. Immer wieder war man bestrebt, die Besten für das römische Heer zu rekrutieren und die Soldaten dafür auch ordentlich zu belohnen. Dem römischen Soldaten ging es besser, als man es sich im allgemeinen vorstellt, bei seiner relativ hohen und vor allem auch regelmäßigen Belohnung, die ihn deutlich über den Kleinbauern oder Landarbeiter stellte, aber auch bei seiner großzügigen und durchaus abwechslungsreichen Verpflegung. Man erkennt dies auch daran, dass die Armee im Staatsbudget einen der Hauptausgabeposten ausmachte, so sehr, dass die kaiserlichen Finanzen sich ihretwegen dauerhaft in einem instabilen Zustand befanden (S.243). Macrin hat nach Cassius Dio (78,36,3) im Jahre 217 dem Senat sorgenvoll geschrieben, es sei weder möglich, den Soldaten ihren Sold auszuzahlen, noch, ihn nicht auszuzahlen. Um so mehr mag es verwundern, dass der Soldat bis zum 3. Jh. seine Bewaffnung und Ausrüstung selbst zu stellen hatte. Was Wunder, dass man einen Legionär mit gallischem Helm, geschützt durch einen griechischen Brustpanzer und in der Hand ein spanisches Schwert sehen konnte (S.135). Auch die Unerfahrenheit der Befehlshaber veranschlagt Le Bohec als nicht gravierend: „Jeder Sohn eines Senators oder Ritters besaß in seiner

Bibliothek Abhandlungen über die Kriegskunst und unterzog sich regelmäßig Übungen zur körperlichen Ertüchtigung. ... Aufgrund der geringen Komplexität der Militärtechnik genügte einige Wochen tatsächlicher Befehlstätigkeit, um sich das Wichtigste anzueignen“ (S.39). Die Qualität der Truppen war auch deswegen so wichtig, weil ihre Effektivstärke im Verhältnis zu den langen Grenzen nicht sehr hoch war.

Gerade deutsche Leser werden aufmerken, wenn Le Bohec in einem „limes“ vor allem einen „Komplex“ sieht, „der Straße oder Straßennetz mit Befestigungen umfasste“ (S.172), „eine Zone“ bzw. einen recht breiten „Landstreifen, der mit punktförmigen Verteidigungen (Lager und Türme) besetzt und von linearen Hindernissen (Flüsse und Mauern) und Straßen durchzogen war“ (S.294). Eine Art Chinesischer Mauer habe das Reich eben nicht umgeben.

Schade, dass angesichts der vielerlei Begriffe, die teilweise über das Buch verstreut sind, ein Register fehlt. Schade auch, dass die Übersetzung deutlich verbesserungsfähig ist. Misenum heißt durchweg Misena; einmal bleibt „Tacite“ stehen (S.35), einmal heißt es „Abside“ für Apsis (S.126); dass „milliär“ „mit einer Sollstärke von 1000 Mann“ heißt, kann man sich notfalls noch zusammenreimen. Aber auch die deutsche Grammatik bleibt manchmal auf der Strecke. All das macht das Buch nicht schwer benutzbar, ist aber ärgerlich.

*Krasser, Helmut / Schmidt, Ernst A. [Hrsg.]: Zeitgenosse Horaz. Der Dichter und seine Leser seit zwei Jahrtausenden. Tübingen: Gunter Narr Verlag 1996. 487 S. 96,00 DM (ISBN 3-8233-4148-0).*

Dieser Band dokumentiert Vorträge eines Symposions, das im Oktober 1993 in Tübingen gehalten wurde, und trägt daher alle Vorzüge und Nachteile einer solchen Veranstaltung. Er orientiert sich nicht zunächst am Leser, der vielleicht eine Gesamtdarstellung dessen erwartet, was der Untertitel verspricht, sondern an den Vortragenden und dem, was sie aus ihrem Schreibtisch hervorholen konnten. Neben dem abschließenden Aufsatz von Michael Putnam („Horace C.3,14

and the Designing of Augustus“) beschäftigt sich auch Mario Labates Aufsatz über „Il sermo oraziano e i generi letterari“ nicht mit Horaz' Nachleben, ja letzterer nicht einmal mit den literarischen Genera außer eben der Satire.

Unter den Untersuchungen zu einzelnen Aspekten der Rezeptionsgeschichte sei aus Platzgründen lediglich genannt Helmut Krassers „Büßer, Spötter oder Künstler. Zur Interpretationsgeschichte der Horazode 1,34“, der uns daran erinnert, dass die biographistische Interpretation, die bis in unsere Tage eine Rolle spielt, schon von Lessing überwunden worden war. Neben solchen Vorträgen stehen Überblicke darüber, wie Horaz in einzelnen Ländern weitergewirkt hat. Drei Vorträge beschäftigten sich allein mit England. Dabei kommt es besonders in den beiden von Rudolf Sühnel („Ars Horatiana in England“) und Jasper Griffin („Horace in England“) zu Überschneidungen: Ben Jonson, Andrew Marvell und Alexander Pope nehmen in beiden großen Raum ein, teilweise mit denselben Gedichten. Am interessantesten ist vielleicht Glenn W. Mosts „Horatian and Pindaric Lyric in England“, weil er Strukturen verfolgt: die horazische Ode, die in der Regel an ein äußeres öffentliches oder privates Ereignis anknüpft und von Maß und Ausgewogenheit geprägt ist, und die pindarische, die dem Bedürfnis des Dichters nach Ausdruck seiner Vorstellungskraft entspringt und „sich in einen allesverzehrenden Wahnsinn zu peitschen versucht“. Angenehm ist, dass Most die besprochenen Gedichte im vollständigen Originaltext drucken lässt. Sylvain Menant („Horace et les poètes français du XVIIIe siècle“) zeigt, dass Horaz' Einfluss in Frankreich mit der Zeit zusammenfiel, in der die Jesuiten den Unterricht beherrschten, Günter Heilbrunn („Horace in ultima Hesperia“) entführt uns nach Amerika und Stefan Borszák nach Ungarn.

Die Rezeption vermag auch den Blick auf Aspekte des Originals zu lenken, die sonst übersehen oder anders gewichtet worden wären. Wo dies gezeigt wird, lässt das Buch vielleicht am meisten aufhorchen. Ernst A. Schmidt behandelt sorgfältig und materialreich „Horaz und die Erneuerung der deutschen Lyrik im 18. Jahrhundert“ unter den Aspekten, „welche die deutsche Lyrik in ihrer